

Unkorrigiertes Druckmanuskript des gleichnamigen Artikels, erschienen in:
Schrift und Zeit in Franz Kafkas Oktavheften, hrsg. von Caspar Battegay,
Felix Christen und Wolfram Groddeck (Göttingen 2010), 25-36.

Martin Endres

Chronographie des Todes

Die utopische Zeitlichkeit des Schreibens
in Kafkas *Der Jäger Gracchus*

Mit meiner Analyse der Entwürfe zum *Jäger Gracchus* möchte ich in die Isolation gehen – eine Bewegung, die im ersten Moment nicht unbedingt als eine Provokation erscheinen mag. Ein kurzer Blick auf die Handlung genügt, um die Isolation als eines der bestimmenden Momente der Erzählung zu begreifen: Wo befindet sich der Jäger Gracchus, wenn nicht in der Abgeschlossenheit, im Zwischenbereich von Leben und Tod?

Es wird dabei nicht verwundern, daß ich im Verlauf meiner Interpretation versuchen möchte, mit dem Begriff ›Isolation‹ auch die immanente Poetologie des Textes und die Thematisierung der Schrift, des Schreibens sowie des Schreibenden herauszuarbeiten – dies ist ein Horizont, der mit anderen Lektüren der Texte Kafkas vereinbar ist. Die eigentliche Provokation erfolgt erst dann, wenn ich mit diesem Moment auch meinen *methodischen* Zugang zum Text charakterisiere.

Wenn ich mich im folgenden auf wenige, noch dazu voneinander losgelöste Sätze aus den Oktavheften konzentrieren werde, so ist dies eine auch für mich eher ungewohnte Vorgehensweise. Besonders im Hinblick auf einen Autor, bei dem die prozessuale Genese des Textes im Vordergrund steht und die semantischen Relationen und schrittweisen Verschiebungen innerhalb des Wortmaterials immer wieder Anlaß für das Schreiben sind und das poetologische Selbstverständnis Kafkas definieren.

Wenn ich also Sätze aus dem Handlungszusammenhang und ihrem semantischen Kontext isoliere, so geschieht dies nicht nur, weil ich hier keine geschlossene Interpretation des *Jäger Gracchus* vorlegen kann, die auf einem *close reading* aller Textpassagen beruht, oder weil ich mich schon vor dem bloßen Gedanken scheue, die hohe Komplexität der Bezüge innerhalb der Erzählfragmente einer einzigen These zu unterwerfen. Dementsprechend ist es nicht mein Ziel, anhand exemplarischer Stellen einen ›Subtext‹ der Erzählung zu präsentieren, der im Rücken der Handlung verläuft und über die Interpretation erst gewonnen werden muß.

Die Isolation ausgewählter Sätze erfolgt vor allem deswegen, weil sie aus dem Text heraustreten und einem ungehinderten Weiterlesen entgegenstehen. In ihrer hohen poetischen Verdichtung sind sie Kristallisationspunkte für das Verhältnis von Autor und Text, von realem und

figuralem Subjekt sowie der allgemeinen Frage nach dem – vielleicht utopischen – Ort des Schreibens. In diesem Sinne verstehe ich die Sätze als Ereignisse innerhalb des Textverlaufs, die punktuell, für einen Augenblick nur, die Materialität des Ausgesagten überschreiten und den Blick auf das Ganze des Textes und die Bedingungen der Rede verändern.

Gracchus selbst begegnet der Bitte, etwas über sich im Zusammenhang mitzuteilen, mit folgenden Worten: »Ach im Zusammenhang. Die alten, alten Geschichten. Alle Bücher sind voll davon, [...] und Du Mann sitzt hier und fragst mich nach dem Zusammenhang. Du musst eine auserlesen verluderte Jugend gehabt haben.«¹

Wenn nicht ›im Zusammenhang‹, so unternimmt die Interpretation zumindest den Versuch, vorerst die Chronologie der Aufzeichnungen zum *Jäger Gracchus* zu respektieren, die sich über zwei Oktavhefte hinweg erstrecken.

Die erste Textstelle, die ich mir genauer ansehen möchte, befindet sich im zweiten Oktavheft: Die Barke hat im Hafen von Riva angelegt, Gracchus ist auf der Bahre ins Haus getragen worden, und nach ersten Sätzen zwischen ihm und dem Bürgermeister fragt Letzterer: »Sind Sie tot?« Gracchus' lakonischer Antwort »Ja [...] wie sie sehen.« folgt ein kurzer Bericht über die Todesumstände, der mit dem Satz schließt:

Seitdem bin ich tot.²

Diese Äußerung scheint auf den ersten Blick relativ unproblematisch und lediglich das auszusprechen, was wir als logische Konsequenz erwarten, wenn jemand von einem Felsen in die Tiefe stürzt.

Meiner Ansicht nach liegt hier aber die erste Äußerung von Gracchus vor, die zwar den Kontext nicht verläßt, durch ihre Form aber die Handlungsebene vertikal durchstößt. Zwar stellte uns der Text bis zu diesem Zeitpunkt ausreichend Indizien bereit, Gracchus für tot zu erklären, doch »deutete nur die Umgebung an, dass es [vielleicht] ein Toter war«³.

Was hier den weiteren Textverlauf irritiert, ist nicht der Inhalt der Aussage: Die Annahme, daß Gracchus bei dem beschriebenen Unfall ums Leben kommt, ist alles andere als abwegig. Vielmehr wird das Subjekt in Frage gestellt, das diesen ›Zustand‹ artikuliert und als Referenz der Aussage fungiert. »Seitdem bin ich tot.« ist insofern ein schlechthin unmöglicher Satz, als er von einer Präsenz des Subjekts ausgeht, die am Ende zurückgenommen wird. Kurz gesagt: Es ist ein Satz, der die Existenz einer Abwesenheit von Existenz behauptet und sich damit selbst durchstreicht.

1 FKA, Oxfordter Oktavheft 4, 63 f./67.

2 FKA, Oxfordter Oktavheft 2, 27.

3 Ebd., 20.

Auf die paradoxe Verschränkung von Existenz und Nicht-Existenz geht auch die besondere Konstellation der verschiedenen Zeitmodi zurück, die eng an die Bedingungen der Rede gebunden sind. Der Extension »ungemein viel[er] Jahre«⁴, die seit dem Sturz im Schwarzwald vergangen sind, steht die Intensität des Todes als ein unnennbarer Zeitpunkt gegenüber. In der Erklärung seines eigenen Todes, die ausschließlich in einer Chronologie, einer strukturierten Abfolge von Worten auftreten kann, ist es Gracchus nur möglich zu sterben, tot zu *werden*, aber nie tot zu *sein*. Die Rede vom eigenen Tod ist immer auf ein Zukünftiges gerichtet, das sich jeder Beschreibung und jeder Aussage über den Zeitpunkt seines Eintretens widersetzt. Wenn man über den eigenen Tod irgendeine sinnvolle Aussage treffen wollte, so bedeutete dies nicht nur einen ›Vorlauf zum Tode‹, sondern sogar ein Überholen desselben und damit die absurde Rückkehr in einen Modus der Existenz.

Insofern bedarf es immer eines Anderen, der meinen Tod ausspricht, der außerhalb meiner Zeit steht und durch dessen Zeugenschaft ich erst tot *bin*, der meinen Tod in der Sprache realisiert. »Seitdem bin ich tot.« bedeutet also, im Namen eines Anderen zu sprechen, der nicht ich bin, der sich, unbemerkt vielleicht, in und durch die Sprache von mir abgelöst hat. Das Subjekt des Satzes ›Ich‹ verweist aber in dieser *uneigentlichen* Rede zugleich auf einen, der nicht ich *bin*, der nicht (m)ein ›Ich‹ *ist*, sondern der ich erst *werde* – es verweist auf den, der ich *sein* werde, wenn ich tot bin, jenseits der Sprache.

Kommen wir auf den Text zurück – vielleicht haben wir uns schon zu weit entfernt und den Kontext aus den Augen verloren. Ich stelle die Frage, um wen es sich bei diesem ›anderen‹ handelt, der *so* spricht, noch ein wenig hinten an. Denn in der Aussage »Seitdem bin ich tot.« ist noch ein weiteres Moment enthalten, das uns dem Ort, an dem sich der Jäger Gracchus befindet, ein wenig näher bringt.

Was mich interessiert, ist die besondere Konstellation der Worte innerhalb des Satzes, die sich nicht einfach verändern läßt, ohne die Rede leichtfertig einer Paraphrase preiszugeben.

Seitdem bin ich tot.

Denkbar ist, daß die Wortfolge ›bin ich tot‹ lediglich eine regelkonforme und damit unbedeutende syntaktische Ordnung realisiert. Im Horizont der gesamten Thematik der Erzählung wird aber gerade diese Ordnung sprechend: Das Ich, das sich hier äußert, steht – in Analogie zur gescheiterten Überfahrt ins Jenseits, von der kurz darauf berichtet wird – auch innerhalb seiner eigenen Rede zwischen Leben und Tod. Das Wort ›ich‹

4 Ebd., 27.

zwischen ›bin‹ und ›tot‹ markiert die raumzeitliche Utopie des Jäger Gracchus, die prinzipiell unnennbare Leerstelle, an der er sich aufhält.

Aber ist das möglich? Behauptet eine solche Lesart nicht die Restitution der gerade eben negierten Kontrolle des Ich über seine Rede vom eigenen Tod? Können wir nun doch das Ich (des Satzes) mit dem Jäger Gracchus gleichsetzen und leichtfertig davon ausgehen, daß die Identität des Subjekts trotz aller Widersprüche Bestand hat?

Wagen wir einen Sprung ins vierte Oktavheft, um mehr über den Aufenthaltsort von Gracchus zu erfahren, der, wie gesagt, auch als ein sprachimmanenter aufgefaßt werden muß.

Die Erzählperspektive hat sich gegenüber den ersten Aufzeichnungen grundlegend verändert: Die Handlung ist jetzt ausschließlich der dialogischen Rede überantwortet und die narrative Instanz eines Erzählers, der im Text selbst auftritt, suspendiert. Die einzelnen Redepassagen werden, wenn auch nicht konsequent, durch Querstriche voneinander abgetrennt. Auch hinsichtlich der Dialogpartner sind wir mit einer neuen Situation konfrontiert: Anstelle des Bürgermeisters ist es ein nicht näher bestimmtes Ich, das sich mit Gracchus unter anderem über dessen Herkunft unterhält.

Trotz aller Unterschiede zwischen den beiden Erzählfragmenten folgt der Satz, der sich einem ungehinderten Weiterlesen entgegenstellt und direkt mit der Äußerung im zweiten Oktavheft korrespondiert, wiederum nach der – hier nur unwesentlich längeren – Schilderung des Jagdunfalls:

Hier bin ich, tot, tot, tot.⁵

›Hier‹ ist nun nicht mehr von einer Zeitspanne die Rede, die seit diesem Ereignis vergangen ist, und auch eine weitere Erörterung der Todesumstände wird von Gracchus abgebrochen: »Frag nicht weiter.«⁶ Abrupt und unvermittelt tritt einem dieser Satz entgegen. Denn zwischen dem Rückblick auf den Sturz vom Felsen, durch den Gracchus sein Leben verliert, und der Beteuerung des eigenen Todes scheint nur im ersten Moment eine logische Verknüpfung auf, die sich sofort verliert, wenn das Ich selbst diese Konsequenz artikuliert.

Das ›Hier‹ lese ich als die Nennung eines Ortes, der mit einer realen Lokalität nichts mehr gemein hat. ›Hier‹ ist nicht der Hafen von Riva noch die Barke, auf der Gracchus die Binnengewässer durchschiffte, sondern die Referenz auf einen Ort, der aus dem bisher Gesagten nicht abgeleitet werden kann.

⁵ FKA, Oxforder Oktavheft 4, 76.

⁶ Ebd.

›Hier‹, das bedeutet zunächst: ›nicht dort‹, nicht »dort«, wo Gracchus bis »zum 25ten Jahr«⁷ gejagt hat: im Schwarzwald. Doch so einfach diese Opposition auch anmutet: Durch die notwendig vorausgesetzte Präsenz des Subjekts am Ort des Sprechens, die Gracchus in seiner Äußerung noch eigens hervorhebt (›Hier *bin* ich‹), entsteht ein unerwartetes Vexierspiel. Indem er das irdische Jagdrevier als ein ›dort‹ bezeichnet, wird das Leben zum Jenseits gegenüber dem Diesseits, in dem er sich ›hier‹ befindet und das er als den Ort des Todes bestimmen möchte. In der Sprache hat sich also nicht nur die Perspektive verschoben, sondern Gracchus hat sich – vermittelt der Rede – unbewußt in ein Diesseits zurückversetzt.

Doch die artikuliert Präsenz geht auch mit einer Betonung der Existenz einher: ›Bin‹ ist infolge des ersten Kommas zunächst als Vollverb einer Aussage zu lesen, die vom Rest des Satzes abgetrennt ist. Gegenüber der Rede im zweiten Oktavheft ist ›hier‹ zwischen Leben und Tod eine Grenze gezogen, die nicht einfach übergangen werden kann. Das Besondere an der Syntax des Satzes besteht jedoch nicht nur darin, daß das Komma eine Paraphrasierung der absurden Aussage ›ich bin tot‹ abzuwehren scheint, sondern auch, daß sie das Subjekt an der Grenze zwischen Leben und Tod positioniert. Dem Diesseits der Existenz als dem einzig realen Aufenthaltsort des Ich tritt syntaktisch das Jenseits des Todes gegenüber, das offenbar keine subjektbezogene Rede mehr zuläßt.

Mit dem ersten Wort ›tot‹ nach dem Komma wird diese erhoffte Symmetrie getrennter Sphären aber sofort unterlaufen: Das Adverb ›tot‹ ist nicht synonym mit ›dem Tod‹ als dem Repräsentanten des Jenseits, sondern ein Wort, das nur in Abhängigkeit vom Subjekt verstanden werden kann. Das bedeutet gleichzeitig, daß auch die Rede ›Hier bin ich‹ nicht wirklich losgelöst vom Jenseits zu denken ist und ›bin‹ immer schon auf ›tot‹ respektive den Tod bezogen werden muß. So sehr sich das Ich in seiner Rede gegen eine Vermischung der Bereiche wehrt und den Tod von der Subjektivität im ›Hier‹ fernzuhalten versucht, so sehr bleibt die Äußerung letztlich wieder von der Utopie bestimmt, in der Präsenz die eigene Absenz aussprechen zu wollen.

Die Verzweigung angesichts dieses unmöglichen Begehrens drückt sich auch in der zweifachen Wiederholung des Wortes ›tot‹ aus. Jede Repetition ist hier nur die Reaktion auf das erfahrene Scheitern und zugleich der erneute Versuch, eine immer größere Distanz zum Ich einzunehmen und sich auf diesem Weg ›totzureden‹. Das Problem ist, daß diese sprachliche Auslöschung des Ich nur über die Reflexion des Subjekts und dessen Präsenz im Sprechen erfolgen kann und notwendigerweise scheitern muß. Die Grenze zwischen Leben und Tod *sprachlich* zu

⁷ Ebd.

überschreiten, ohne in einem Zwischenbereich erneut zu verunglücken, ist unmöglich.

Insofern lese ich die Verzweiflung wie die Negativfolie jener Sprach- erfahrung, die wir bei der Aussage »Seitdem bin ich tot.« gemacht haben: Mußten wir dort einsehen, daß jede Äußerung über den eigenen Tod letztlich nur im Namen eines Anderen erfolgen kann, eines Ich, das wir nicht *sein* können und das uns als ein Zukünftiges immer vorausgeht, so sehen wir uns ›hier‹ untrennbar mit einem Ich verbunden, das sich nicht abschütteln läßt,⁸ ein Ich, das ›alle unsere Aussagen begleitet‹. Die wechselseitige Relativierung von Subjekt und Tod in der Sprache ist der Zwischenbereich, in dem Gracchus sich aufhält.

Neben der Frage nach dem Subjekt innerhalb der Rede artikuliert der Satz »Hier bin ich, tot, tot, tot.« einen weiteren Aspekt, der den thematischen Kern aller Erzählfragmente zum *Jäger Gracchus* beleuchtet. Das erste Komma, das ich bisher nur als den Versuch einer Grenzziehung zwischen Leben und Tod gelesen habe, verändert nicht nur den Bezug der Worte untereinander, sondern thematisiert auch den Modus der Rede.

Wie wir in der Analyse des ersten Satzes gesehen haben, ist die Frage nach der Möglichkeit ›eigentlichen‹ Sprechens von zentraler Bedeutung. Ich komme darauf zurück, weil sich das syntaktisch abgesetzte Wort ›tot‹ auch metaphorisch, also *uneigentlich* lesen läßt: ›Hier bin ich, *als ob* ich tot wäre.‹⁹ Aber auch wenn diese Metapher längst in unsere Alltagssprache eingegangen ist: tot zu *sein*, d.h. *nicht* zu sein, ist keine mögliche Metapher. Wie sollte der Tod für das stehen, das er schlechthin negiert und das ihn wiederum kontradiktorisch ausschließt: das Leben?

Daß jedoch die Frage nach gelingender Metaphorik den gesamten Erzählkomplex motiviert, ist offensichtlich, wenn wir einen Schritt zurücktreten: Das Dilemma des Jäger Gracchus ist das einer verunglückten Überfahrt ins Jenseits und damit selbst Metapher einer unvollendeten Metapher. Wer – vom Diesseits ins Jenseits – ›übertragen‹ werden sollte

8 Vgl. Gustav Janouch, *Gespräche mit Kafka* (Frankfurt am Main 1966), 244: »Durch das Gekritzel laufe ich vor mir selbst davon um mich beim Schlußpunkt selbst zu ertappen. Ich kann mir nicht entrinnen.«

9 Vgl. hierzu Jacques Derrida, *As if I were Dead – Als ob ich tot wäre* (Wien 2000), 19 f. Der metaphorische Modus des ›als ob‹ wird von Gracchus an anderer Stelle sogar explizit ausgesprochen. Auf die Frage des Bürgermeisters »Aber sie leben doch auch?« antwortet er: »Gewissermassen sagte der Jäger, gewissermassen lebe ich auch.« (FKA, *Oxforder Oktavheft* 2, 28, Herv. M.E.). Dadurch, daß Gracchus' Aussage nicht durch Anführungszeichen markiert wird, läßt sich auch nicht klar entscheiden, auf welcher Ebene des Textes diese Äußerung stattfindet: Sagt Gracchus seinen Satz nur ›gewissermassen‹ oder spricht er das Wort ›gewissermassen‹ aus.

(und wollte), ist Gracchus, der sich nach der »Unaufmerksamkeit des Führers«¹⁰ in einer ausweglosen Situation wiederfindet: Um endgültig ›tot zu werden‹, kann er weder die gescheiterte Metapher in seiner eigenen Rede zu Ende führen, ohne auch den Tod nur uneigentlich zu behandeln, noch kann er sich ›eigentlich‹ für tot erklären, ohne daß die Präsenz des eigenen Subjekts den Tod immer weiter aufschiebt und seine Aussage absurd werden läßt.

Doch laufen wir nicht spätestens jetzt Gefahr, infolge der Isolation der beiden Sätze die verschiedenen Ebenen des Textes lediglich übereinanderzublen- den und alle sprachlichen Phänomene auf die subjektive Rede des Jäger Gracchus zu projizieren? Wer ist dieses Ich, dem wir zu- trauen, in seiner Äußerung parallel zu der sich entwickelnden Handlung sogar auf die konstitutiven Strukturen der Erzählfragmente zu reagieren, in die es selbst eingebunden ist? Erneut ist also zu fragen: Wer spricht hier und wie ist diese Rede zu beschreiben, die zugleich Subjekt und Objekt ihrer selbst sein kann?

Ich möchte vor diesem Hintergrund einen dritten Satz herausgreifen, der diese Problematik der ungeklärten Subjektivität im Hinblick auf die Sprache exponiert.

Im Gegensatz zu den späteren Aufzeichnungen haben die Querstriche im zweiten Oktavheft nicht die Funktion, die Redepassagen der Dialog- partner zu separieren, sondern zeigen entweder eine Unterbrechung der Aufzeichnung oder ihr Ende an. Daß diese Markierungen nicht immer eine klare Entscheidung darüber zulassen, um welche Art der Grenze es sich handelt, zeigt sich auch innerhalb der Gracchus-Entwürfe. Nach einer nur einen Satz umfassenden Passage, die von zwei Querstrichen umrahmt wird – »Ich bin der Jäger Gracchus, meine Heimat ist der Schwarzwald in Deutschland.« – folgt eine ungleich längere Aufzeich- nung, die mit den Worten beginnt:

Niemand wird lesen, was ich hier schreibe;¹¹

Da Kafkas Oktavhefte neben poetischen Entwürfen auch diaristische Notizen und Reflexionen enthalten, ist fraglich, ob wir es hier lediglich mit einer Fortsetzung der Erzählhandlung zu tun haben – noch dazu, weil sich Gracchus bisher nur im Gespräch äußerte und nie schreibend in Erscheinung trat. Läßt sich, nur weil die Aufzeichnung diese Unbestimmtheit von Satz zu Satz abbaut und sich nach etwa eineinhalb Seiten zu einer Aussage des Jäger Gracchus konkretisiert, von Anfang an eine ungebrochene Identität und Kontinuität des Ich unterstellen?

10 FKA, *Oxforder Oktavheft* 2, 28.

11 Ebd., 39.

Der Satz »Niemand wird lesen, was ich hier schreibe« enthält eine hohe Komplexität an Bezügen. Die Bedeutung des Satzes hängt wesentlich davon ab, welches Wort betont wird. Der Möglichkeit, das erste Wort zu akzentuieren, möchte ich sogleich eine Einschränkung vorausschicken: Ich lese ›Niemand‹ nur in dem Sinne, daß ›keiner lesen wird‹.

Wichtig erscheint mir an dieser Stelle, zu klären, *was* das Ich schreibt und wie sich daraus Rückschlüsse auf die Subjektivität der Rede ergeben. Eine mögliche Deutung ist, das Ich mit Kafka gleichzusetzen, der resigniert über seine eigene Erzählung *Der Jäger Gracchus* urteilt. Zugleich kann die prophetische Aussage auch autoreflexiv verstanden werden: Den Satz, den das Ich gerade schreibt, den Satz: ›Niemand wird lesen, was ich hier schreibe‹, wird nie jemand lesen – ein Satz also, der sich, da wir ihn nur verstehen, *wenn* wir ihn lesen, selbst Lügen straft. Hingegen muß offen bleiben, ob Kafka oder Gracchus für das Personalpronomen einzusetzen ist. Erst die dritte Deutung ordnet die Aussage der textimmanenten Figur zu: Gracchus *sagt*, daß das, was er *schreibt* – ein Drittes, das nicht näher bestimmt ist und als Gegenstand *im* Text nicht präsent wird – keiner lesen wird.

Für alle möglichen Deutungen des Satzes bleibt aber allgemein zu fragen: Wenn tatsächlich *niemand* lesen wird, was das Ich hier schreibt, worin liegt dann der Grund, dies (schriftlich) mitzuteilen? Roland Reuß hat im Einleitungsband der FKA bezüglich dieser Paradoxalität bereits auf die Verbindung zu Kafkas testamentarischer Notiz hingewiesen – der Widerspruch besteht hier im *Verbot* des Lesens, das man aber erst befolgen kann, nachdem man dagegen verstoßen hat.¹²

Soll der Satz aber nicht nur dazu dienen, uns genau in diese unauflöselichen Widersprüche zu manövrieren, dann muß durch das materiell Ausgesprochene etwas evoziert werden, was wir bisher übersehen haben – etwas, das wir aber notwendig übersehen mußten, weil es nicht zur Sprache kommen kann, in keiner denkbaren Aussage.

Was sich hinter diesen vagen Andeutungen verbirgt, ist die These, daß ›hier‹ – mit der Rede *über* das Schreiben – das Schreiben selbst thematisch wird. Das Dritte, das in den vorliegenden Aufzeichnungen nicht genannt wird, nicht genannt werden *kann*, ist nicht ein absenter Text, den Gracchus vor uns geheim hält: Was niemand lesen wird, ist das, was sich im Augenblick des Schreibens ereignet – noch bevor es geschrieben ist.

Zu dieser Art der Analyse ist ein weiterer Abstraktionsschritt notwendig: War die Frage nach der Subjektivität der Rede bisher nur im Blick auf Gracchus relevant, wird über den Satz »Niemand wird lesen, was ich

hier schreibe« auch Kafka in diesen Horizont einbezogen. Das Dilemma des Jäger Gracchus, sich in jeder Äußerung über seinen Tod als ein Ich in der Sprache zu objektivieren und damit zugleich seine reine Subjektivität zu verlieren, ist zugleich das Dilemma des Autors: der Riß zwischen ihm und dem Ich, das im Text manifest wird. Das ›Ich‹ – von Hegels Dialektik her verstanden – wird als das schlechthin Allgemeine der Aussage zur syntaktischen Leerstelle, die auf keine Individualität mehr referiert.

In Anbetracht dieser permanenten Spaltung des Subjekts erscheint der Satz »Niemand wird lesen, was ich hier schreibe« als der Versuch einer partiellen Restitution: Das vom Autor abgelöste, in das Allgemeine der Sprache diffundierte Subjekt tritt hier selbst als ein Schreibendes auf. Die Unentschiedenheit, von welchem Text hier gesprochen wird, und ob es nicht gerade jener ist, der im Augenblick des Schreibens entsteht, vermittelt die zwei Bereiche von Autor und Ich.

Das Schreiben bedeutet die Mitte der beiden Pole des textimmanenten und texttranszendenten Ich. Der Riß *des* Subjekts – aktiv und passiv verstanden – ist im Akt des Schreibens noch nicht eingetreten: ›was ich hier schreibe‹ ist die Plazierung eines Ich an eine prinzipiell utopische Raum-Zeit-Stelle, einen Punkt, der nie eine Extension erfahren wird.

Der Satz »Niemand wird lesen, was ich hier schreibe« wird damit zugleich zur Evokation dieser Utopie, zur möglichen ›Vergegenwärtigung‹ einer ungeteilten Subjektivität, insofern er die Vorstellung eines (materiellen) Textes aufhebt: Der Bezug zu einem Satz außerhalb dieses Satzes, d.h. einem Signifikat, auf das sich die indexikalische Rede ›was ich hier schreibe‹ bezieht, ist, war und wird niemals das sein, was das Ich *schreibt*, sondern *was es geschrieben hat*. Die absolute Gegenwart dieses ›ortlosen‹ Schreibens steht jenseits der Trennung von Kafka und Gracchus.

Somit *wird* tatsächlich nie jemand lesen, was das Ich schreibt, nicht einmal das Ich selbst: Das Schreiben verschwindet unmittelbar in der Zeitlichkeit des Geschriebenen. Das Interessante an dieser Formulierung ist, daß wir für einen Moment glauben gemacht werden, entgegen der Aussage des Satzes tatsächlich das lesen zu können, was das Ich ›hier schreibt‹, nämlich den Satz »Niemand wird lesen, was ich hier schreibe«.

Es könnte eingewendet werden, daß das Verhältnis von Autor und Ich-Figur im Blick auf das Schreiben keinen sonderlich neuen Ansatz darstellt und die Analyse eher in Gefahr bringt, Grenzen der Interpretation zu überschreiten: Jede Einführung in die Erzähltheorie warnt vor der naiven Vermischung der beiden Bereiche – das Ich des Textes ist nicht der Autor! Und selbst wenn wir uns darauf verständigen könnten, daß es sich bei der vorliegenden Passage zunächst um eine diaristische Aufzeichnung handelt, wäre es unzulässig, die beiden Subjekte unkritisch gleichzusetzen.

12 Roland Reuß, *Lesen, was gestrichen wurde*. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe, in: *FKA*, Einleitung, II, Anm. II.

Trotz allem das Subjekt ›Franz Kafka‹ in die Interpretation des Textes zu integrieren, liegt meiner Meinung nach in der Thematik der Erzählung begründet. Die gescheiterte Überfahrt des Jäger Gracchus ist nicht nur für die genannte Frage nach dem Modus der Rede von Bedeutung, sondern verweist zugleich auf einen entscheidenden poetologischen Aspekt in Kafkas Schreiben.

In allen Gracchus-Entwürfen fällt auf, daß die Beschreibung der Umstände, des Ortes und der Handlung immer wieder Unregelmäßigkeiten aufweisen. Heißt es an einer Stelle, daß Gracchus von der Frau des Bootsführers das Getränk des Landes gereicht wird,¹³ erfahren wir nur wenig später, daß der »Kahn« auch »ohne Steuer«¹⁴ auskommt. Auch die Fahrt auf den »irdischen Gewässern«¹⁵ wirft Fragen auf, insofern die Barke nur »mit dem Wind« angetrieben wird, »der in den untersten Regionen des Todes bläst«¹⁶.

Diese Inkonsistenzen nur als thematische Modifikationen im Verlauf der immer wieder neu einsetzenden Aufzeichnungen zu lesen, würde zu kurz greifen. Ich verstehe die Brüche als die Folge einer ersten, grundlegenden Metaphorik: Die fehlerhafte¹⁷ Über-Setzung des Jäger Gracchus ins Jenseits. Das Scheitern dieser Übertragung ist der thematische Kern der Erzählung und zugleich – auf einer zweiten Ebene des Textes – eine (verunglückende) Metapher der Metapher selbst.¹⁸ Die Erzählung macht zugleich deutlich, daß die Bedeutung des Metaphorischen im und für das Schreiben nur über das uneigentliche Bild des *Geschriebenen* und dessen innere Widersprüche zu erfassen ist.¹⁹

Die Verbindung zwischen den drei paradoxen Sätzen und dem Aspekt des Metaphorischen besteht nach wie vor in der Frage nach dem Subjekt, das sich äußert. Daß die Erzählung auf der Ebene der Handlung ein Ich am utopischen Ort des Übergangs plazierte, lese ich als ein Indiz für das Verhältnis Kafkas zu seinem Geschriebenen: Ich verstehe Kafkas Schreiben als die Bewegung in einem Modus zwischen Identität und Enteignung, zwischen eigentlicher und uneigentlicher Rede: Schreiben als eine Erfahrung, die die eigene Subjektivität für einen Augenblick disloziert –

13 FKA, Oxfordter Oktavheft 2, 32.

14 Ebd., 39.

15 Ebd., 28.

16 Ebd., 39.

17 Vgl. ebd., 28: »Mein Todeskahn verfehlte d[as]ie Ziel Fahrt.«

18 Entsprechend ist auch eine adäquate Interpretation von Kafkas *Von den Gleichnissen* nur möglich, wenn die Erzählung selbst – zumindest *auch* – als ein Gleichnis gelesen wird.

19 Vgl. Jacques Derrida, *Die weiße Mythologie*. Die Metapher im philosophischen Text, in: ders., *Randgänge der Philosophie* (Wien 21999), 229–291.

Schreiben als eine Subjektivität ohne ›Ich‹.²⁰ Diesen Modus sichtbar werden zu lassen, ist der poetologische Anspruch des gesamten Erzählkomplexes. Die Gracchus-Entwürfe sind der narrative Raum, in dem wir dieser Bewegung und diesem Ort näher kommen können – sowohl über die Handlung, als auch vermittels der besonderen Sprachlichkeit der isolierten Sätze: Auf beiden Ebenen ist es das Mißlingen der Übertragung im Sprechen, die das Subjekt im Augenblick des gespannten Zwischen hervortreten läßt.

Die Aufzeichnungen auf den Seiten 9v–11v des zweiten Oktavhefts geben in diesem Zusammenhang ein eindrucksvolles Beispiel dafür, welche Bedeutung auch die Materialität der Handschrift und die räumliche Ordnung des Geschriebenen für diese Interpretation besitzen und welcher Wert dabei der zeilen- und seitengenauen Transkription der FKA zukommt.

Ich hatte bereits erwähnt, daß die Rede, die auf 9v mit dem Satz »Niemand wird lesen, was ich hier schreibe« einsetzt, nach etwa eineinhalb Seiten in die Erzählhandlung des *Jäger Gracchus* übergeht. Die Äußerungen des unbestimmten Subjekts über seine scheinbar aussichtslose Lage absoluter Isolation und die Sinnlosigkeit, über das Schreiben Hilfe erbitten zu wollen, münden schließlich in Gracchus' Beschreibung seiner äußeren Erscheinung sowie des Totenzimmers, das schon zu Beginn der Erzählung nach der Ankunft in Riva skizziert wird.

Die Aussage, die zwischen beiden Perspektiven vermittelt, ist folgende:

Aber es genügt wohl zum Austreiben solcher Gedanken, wenn ich umherblicke und mir vergegenwärtige, wo ich bin und – das darf ich wohl behaupten – <10r|10v> seit Jahrhunderten wohne.

Entscheidender als der Wortlaut des Satzes ist seine räumliche Erstreckung innerhalb des Seitenverlaufs des Oktavhefts. Zwar beginnt der Satz auf Seite 10r, die drei entscheidenden Worte aber, durch die sich die Aussage dem Jäger Gracchus zuordnen läßt, erfolgen erst auf der Verso-Seite: »seit Jahrhunderten wohne«.

An Blatt 10 ›materialisiert‹ sich somit der zeitlich nicht wahrnehmbare Übergang von eigentlichem zu uneigentlichem Sprechen im Wechsel der Subjektivität: Der Umschlagpunkt auf der extensionslosen Blattkante wird zum Symbol für den utopischen Augenblick, in dem das Ich im und ›vermittels‹ des Schreibens hinübergebracht wird. Der Satz selbst bereitet uns zwar darauf vor, insofern das Ich explizit die Frage nach seinem Aufenthalt ins Zentrum stellt und seinen Anspruch artikuliert, über diesen

20 Vielleicht kann man sogar soweit gehen, daß der Augenblick des Schreibens auch die von Lacan postulierte Spaltung des Subjekts durch die Sprache zurücknimmt.

Ort Auskunft zu geben: »– das darf ich wohl behaupten –«. Doch was im ›metaphorischen‹ Augenblick des Schreibens geschieht, in dem das Ich zu einem anderen, übertragenen Ich wird, ist nicht nachvollziehbar – auch wenn wir ihn mit dem Umblättern der Seite endlos wiederholen können.

Daß sich im Seitenwechsel nicht nur die Konturierung des unbestimmten Ich zur Erzählfigur ereignet, sondern auch eine grundlegende Erfahrung Kafkas mit dem eigenen Schreiben abbildet, wird zudem über den Namen ›Gracchus‹ deutlich: von *graculus* hergeleitet, ist ›Gracchus‹ die lateinische Übersetzung des tschechischen Namens ›Kafka‹, sein *Traduktiononym*. Zwar besitzt diese Metapher ein *tertium* im Hinblick auf die gemeinsame Wortsemantik: ›Kafka‹ und ›Gracchus‹ bedeuten beide ›Dohle‹. Als *Eigennamen* aber, die von dieser Bedeutung unabhängig sind, bezeichnen sie zwei verschiedene Subjekte und repräsentieren damit nur die beiden Seiten der gespaltenen Identität Kafkas vor und nach dem Schreiben. Maurice Blanchot schreibt in *Die Literatur und das Recht auf den Tod* in bezug auf Kafka, daß dieser sich einer

unpersönlichen Macht ausgeliefert [fühlt], die ihn weder leben noch sterben läßt [...]. Der Schriftsteller, der ein Werk schreibt, hebt in diesem Werk sich auf und bejaht sich darin. Schreibt er es, um sich von sich selbst zu befreien, so muß er feststellen, daß ihn dieses Werk verpflichtet und an ihn selbst erinnert; schreibt er es, um sich darin auszudrücken und in ihm zu leben, so entdeckt er, daß das, was er geschrieben hat, nichts ist, [...] daß es ihn zu einer Existenz verurteilt, die nicht die seinige ist.²¹

Das Ich der Gracchus-Erzählung ist nicht einfach die Maske eines Pseudonyms, hinter der sich Kafka versteckt, sondern ein Ich nach der Übertragung des Schreibens, ein Ich, das seinen eigenen Namen trägt. Kafka spricht im Namen (s)eines ›anderen Selbst‹, das in der Absurdität und Paradoxalität der Rede auf ihn zurückweist, um die metaphorische Bewegung im Augenblick des Schreibens zu exponieren.

Kafka geht es darum, eine scheiternde Metaphorik auf der Handlungsebene zu realisieren, um die raumzeitliche Utopie zwischen eigentlicher und uneigentlicher Rede, zwischen Leben und Tod als den Zustand des Schreibens zu markieren. Unmittelbar kann dieser Zustand nicht geäußert werden – jede Fixierung in der Sprache, jeder Satz, der ›Ich‹ sagt, kommt zu spät und beraubt Kafka der Erfahrung dieser besonderen Subjektivität jenseits der Trennung, die nur der Akt des Schreibens ermöglicht.

²¹ Maurice Blanchot, *Die Literatur und das Recht auf den Tod*, in: ders., *Von Kafka zu Kafka* (Frankfurt am Main 1993), 47.